

Nr. 58. Bromberg, den 10. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

Urheberrechtsschutz für Georg Müller Verlag, München.

2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wenige Tage nach diesem Zwischenfall fragte Ralph Mary, ob sie ihn einmal nach der „Tarantella“ begleiten wolle. Er müsse doch sehen, ob alles in Ordnung sei, auch Vorbereitungen für seine Abreise treffen, denn lange genug habe er nun ihre Gastfreundschaft in Anspruch genommen. Die Fahrt wurde für den nächsten Morgen festgesetzt.

Pünktlich um sechs Uhr früh stand Ralph im Garten, man hatte verabredet, das Frühstück auf der „Tarantella“ einzunehmen, denn Kapitän Streck fühlte sich verpflichtet, sich für die genossene Gastfreundschaft zu revanchieren.

Im ersten Stock öffnete sich ein Fenster. „Ich komme sofort,“ rief Marys helle Stimme, und wenige Augenblicke später trat sie aus dem Haus auf ihren Gast zu. Ein helles Sportkostüm umschloß ihre schmiegsame Gestalt. Der kurze Rock gab die schlanken Beine bis zum Knie frei. Die Augen leuchteten frisch wie der Morgen in ihrem von der Sonne gebräunten Gesicht, zu dem das Rot ihrer Lippen eine entzückende Farbenharmonie ergab. Das dunkle, kurz geschnittene Haar umrahmte in leichten Wellen das feingeschnittene Oval. Wie von einem japanischen Künstler gezeichnet wölbten sich die Augenbrauen als feiner Strich über den blauen Augen. Die ganze Gestalt strahlte ein Gefühl von Kraft und Gesundheit aus, wie sie — die Arme weit ausbreitend, als wolle sie den jungen Tag umarmen — auf der Schwelle stand.

Es war Ralph, als sähe er sie zum ersten Mal. Als wäre aus irgendeinem Märchenbuch eine Prinzessin herausgestiegen, der die Götter alle Schönheit der Welt verliehen, um ihn zu verzaubern.

Er blieb wie angewurzelt stehen. Ein ihm bisher unbekanntes Gefühl stieg in ihm hoch, und ließ sein junges Herz bis zum Halse schlagen.

„Oh, Miß Mary,“ stammelte er, „Sie sehen wundervoll aus“, und wurde feuerrot bei diesen hilflosen Worten. Sie streckte burschikos die Hand aus. „Guten Morgen!“ heißt es,“

Als sie ihn aber so ganz und gar erschüttert dastehen sah, wurde auch sie etwas verlegen. Und um die peinvolle Stimmung zu enden, nahm sie seinen Arm und schritt mit ihm die Allee entlang dem Hafen zu.

Befangenheit lag zwischen ihnen, und wenn ihre Augen sich trafen, so stieg in ihre Wangen ein heißes, verräterisches Rot. Dann lachten sie beide. Und in diesem Lachen vibrierte ein heimliches Glück, das ihre Herzen schneller schlagen ließ, in einem plötzlich erfaßten Gefühl der Gemeinsamkeit. In peinvoll süßer Stimmung erreichten sie das Boot, wo Tommy schon mit großen Kinderaugen auf seine junge Herrin wartete.

Die Luft wehte scharf und salzig über den Ozean. Ralph saß neben Mary und hatte seinen Arm hinter ihrem Rücken auf die Bordwand gelegt. Die „Tarantella“ hatte weit draußen Anker geworfen, da Kapitän Streck bei einem plötzlich aufkommenden Sturm Gefahr in der Nähe der Insel sah. Das Schlößchen „Letzte Tage“ wurde kleiner und kleiner, wie die Dampfpinasse dem Schiffe zustrebte. Über Ralph kam eine träumerische Stimmung.

„Es ist eigenartig, Abschiednehmen ist für mich das Schwerste auf der Welt und wenn es selbst gleichgültige Menschen sind, das Wort „Zum letzten Male“ klingt mir immer wieder wie ein Todesurteil.“

„Es wird wieder still werden auf San Salvador ohne Sie“, erwiderte Mary. „Meine Reise nach Newyork ist in des Wortes wahrstem Sinne ins Wasser gefallen. Die Besuche bei den Nachbarn sind nicht gerade unterhaltend und der Umgang mit Jack nicht immer erquicklich. Es wird wieder das werden, was es vorher war — langweilig.“

„Schade, Sie müßten mich begleiten nach der Südsee. Oh, ich freue mich ja so. Sehen Sie, ich habe von der Welt bisher so wenig gesehen.

In Newyork zur Schule gegangen, dann drei Jahre Studium in Oxford, und schließlich das letzte Jahr bei meinem Vater im Geschäft. Oh nein, ich möchte kein Kaufmann sein, der immer an sein Kontor gebunden ist. Ich möchte, — nein ich muß erst einmal etwas erleben, etwas ganz Besonderes. Vielleicht in der blauen Südsee oder am weißen Nordpol. Ich möchte — aber das habe ich Ihnen doch schon so oft erzählt, Miß Mary.“

„Ich werde in Salvator bleiben, solange Papa lebt“, entgegnete sie, „und das wird hoffentlich noch recht, recht lange der Fall sein. Aber wenn Sie zurückkehren, wird die „Tarantella“ dann wieder vor Salvador Anker werfen?“

„Aber Miß Mary, wie können Sie zweifeln. Ich glaube, so sehr ich mich auf die Reise freue, so sehr werde ich mich auf diese Stunde freuen, denn mir ist, als hätte ich hier eine zweite Heimat gefunden.“

Sie waren angekommen. Kapitän Streck empfing sie. Er hatte sich in seine höchste Galauniform geworfen, der Schlips strahlte förmlich vor Weiße. Das Schiffsorchester, aus Matrosen gebildet, intonierte die amerikanische Nationalhymne und dann klang das Deutschlandlied übers Meer, „weil doch Ihre Frau Mutter eine Deutsche war“, meinte Streck. „Sehen Sie, unser Schiffsorchester funktioniert ja so weit ganz gut“, fuhr er fort, „bloß der Koch, der die große Pauke schlägt, der Kierl hat doch keinen Rhythmus. Kein Spur von. Du kannst dich von jedem schwarzen Nigger beschämen lassen, hörst du?“

„Ja, Kapitän“, entgegnete der alte Seebär, „ich hab auch allsonst immer die Posaune geblasen, und da kam es mit dem Rhythmus nicht so genau auf an.“ Tommy trat auf ihn zu.

„Tu mir mal geben die Trommel!“ Und nun erklang das Deutschlandlied zum zweiten Male. Tommy schlug die Pauke, daß es nur so eine Art hatte, und tanzte Jazz dabei, bis die Spielleute vor Lachen nicht mehr weiter blasen konnten.

„So wars gut“, meinte befriedigt Streck, „nu hat die Geschichte Rhythmus gehabt.“

Sie saßen dann auf dem Hinterdeck um die zierlich mit Blumen geschmückte Tafel. „Tjä, meine liebe Miß Mary“, mit drolliger Gebärde wandte Streck ihr sein Gesicht zu, „wenn wir nun in See gehen, dann möchte ich doch so gern ein Andenken an Sie haben. Eigentlich wollte ich Sie ja bitten, mir Tommy zu überlassen“, — Tommys Gesicht verwandelte sich in ein lebendes Fragezeichen, und er machte hinter Strecks Rücken seiner Herrin energisch abwehrende Bewegungen zu, — „aber der schwarze Kierl würde ja unser ganzes schönes weißes Schiff verschandeln. Wie wäre es denn nun, wenn Sie mir ein schönes Bild von sich schenken würden mit der Unterschrift „Meinem Lebensretter“, denn ich hab Sie ja doch in Ihrem Boot — wie kann man bloß so leichtsinnig sein — zuerst von meiner Kommandobrücke

aus entdeckt." Ralph drohte schalkhaft mit dem Finger. „Ei ei, ich glaube, unser alter Streck ist wahrhaftig ein bißchen in Sie verliebt, Miß Mary. Streck, wenn das Ihre Frau ahnte!"

„Meine Mudder, die lassen Sie man aus dem Spiel, Mister Ralph. Die wohnt ganz gut in Blankenese in ihrem hübschen Häuschen und strickt Strümpfe. Nee nee, mit Frauen über sechzig, da is da nu all keen Spaß mehr. Na, noch zwei, drei Jahre, dann setze ich mich auch in Blankenese vor die Tür und smök min Piep. Dann sind wir alle beide abgetakelt. Aber nu kommen Sie, nu sollen Sie mal unsere schmucke Tarantella richtig besehen, denn damals, da haben Sie ja nur immer auf der Kommandobrücke gestanden als Schiffsjunge. Dunnerkiel, Sie sahen aber söt aus."

Mary lachte. „Das Bild sollen Sie haben, Kapitän. Ich werde mich als Schiffsjunge photographieren lassen und darauf schreiben: „Meinem gestrengen Kapitän Streck, dem Retter aus Seenot, — der Schiffsjunge Mary."

Da schmunzelte Streck wie ein alter Seehund, wenn er ein Fischnetz glücklich durchgebissen hat.

Sie gingen durch das Schiff. Als Streck abgerufen wurde, zeigte Ralph Mary allein die Räume. Und hier auf seinem Grund und Boden kam ihm zum ersten Male der Gedanke, wie schön es doch sein müsse, wenn dieses gesunde, junge Menschenkind mit ihm durch die Welt reisen würde. Wie er ohne sich zu besinnen, mit hohem Sprunge beim Baden ins Meer sprang, so sprang er in diesen Gedanken hinein. Als sie sich in der Kajüte gegenübersaßen und die helle Sonne durch die Bullaugen schien, daß der uralte Malaga funkelte wie ein blutroter Rubin, wollte er diese Gedanken in Worte fassen. Aber das war denn doch nicht so leicht. So drehte er nur immer den Stiel des Glases rundum, bis Mary, die seine Schweigsamkeit eigentümlich berührte, ihn nach dem Grunde fragte.

Da faßte er sich ein Herz. „Miß Mary," begann er stockend, „wer ich bin und was ich habe, das wissen Sie ja. Und kennengelernt haben Sie mich in den Tagen, die ich hier bin, wohl genügend. Ich weiß, was ich jetzt sage, und wie ich es sage, das klingt furchtbar prosaisch."

„Weiß schon Bescheid," unterbrach ihn Mary lustig, „Sie wollen mir jetzt eine Liebeserklärung machen. All right — ich höre." Sie setzte sich in Positur und machte ein ernstkomisches Gesicht.

Ralph lachte. „Oh, wie lieb von Ihnen, daß Sie mir helfen. Also kurz und bündig, Mary, werden Sie meine Frau. Wir werden die besten Kameraden der Welt sein. Wir werden zusammen reisen, zusammen Tennis spielen — was werden wir für eine wunderbare neue Kombination sein in Mixed-Double — und ich hoffe, ich werde Sie glücklich machen, Mary!"

Er hatte ihre Hände ergriffen und sah sie mit seinen großen Augen voll Vertrauen an.

Sie war ganz ernst geworden. „Ralph, wir werden die besten Kameraden sein, daran zweifle ich nicht, aber wird es auch das große Glück sein? Wird unsere Ehe die Sehnsucht, die in uns schlummert, stillen?" Er schwieg und sie fuhr fort: „Ich verlange da vielleicht etwas Unmögliches vom Leben, aber ich habe mir erträumt, daß die Liebe kommen müsse, wie ein Sturmwind durch den Wald braust, daß die alten Baumriesen ächzen und zittern, und der ganze Mensch aufgerüttelt wird in dem Gefühl „Ich liebe! Bin ich unmodern?"

„Sie müssen nicht so hart sprechen, Mary. Ich liebe Sie doch! Sehen Sie, ich verstehe ja bis jetzt so wenig von Frauen. Sie haben mich kühl gelassen, bis ich Sie sah. Aber schon, wie Sie so mutig aus dem sinkenden Boot ins Wasser sprangen, da durchzuckte mich der Gedanke, was ist das für ein tapferes, famoses Mädel. Und die vierzehn Tage auf Salvador. Jeden Tag sind Sie mir näher gekommen und mir lieber geworden, daß ich jetzt denke, wenn wir die Anker lichten und abfahren — dann lasse ich das Schönste, was ich auf meiner Reise werde finden können, zurück und ich komme mir vor, wie ein Tor, der auszieht, um Edelsteine zu suchen, doch den köstlichsten Stein unbeachtet liegen läßt. Mary, haben Sie mich nicht auch ein bißchen liebgewonnen?"

„Ich weiß es nicht, Ralph", sie fuhr sich mit der Hand übers Haar, „ich habe Sie gern, sehr gern sogar, — aber doch — ich bin verwirrt, Ralph, ich finde nicht die richtigen Worte — ich weiß nicht, ob ich ja sagen soll, oder Sie bitten, noch zu warten."

„Mary, du liebes, dummes Mädel, sieh einmal, die große Liebe, die kann ja erst kommen, wenn man miteinander verbunden ist, zwei Kameraden, die Leid und Freud miteinander teilen." Ihre Unschlüssigkeit als Bejahung auffassend, hob er sie plötzlich auf seine starken Arme, und die Tür mit dem Fuß aufstoßend, schrie er so laut er konnte: „Streck, hierher, wir haben einen neuen Mann an Bord bekommen!"

Als Streck die beiden sah, schmunzelte er nur. „Nix Neues für mich, Miß Mary. Das mußte ja so kommen, das hat die Natur ja mal so eingerichtet, daß, wenn zwei junge Menschenkinder zusammenkommen, — bums, sind sie verlobt. Na, ich glaube, Mr. Ralph, diesmal ist die Sache richtig!"

Dann setzten sie sich alle drei um den runden Tisch, und die Sektpfropfen knallten. Mary hatte ihre Scheu überwunden, als Ralph sie wie ein Kind auf den Arm genommen, war ein heißes, seliges Gefühl in ihr emporgestiegen.

„Zuerst muß es natürlich dem Vater gesagt werden und dann wird sofort Hochzeit gemacht, Mary!"

„Na, das meine ich auch", lachte Streck. „Wenn schon — denn schon!" Und ans Glas klopfend: „Liebes Brautpaar, fünfundvierzig Jahre fahre ich nun schon zur See, vom Schiffsjungen bis zum Kapitän, aber ich hoff, eine solche Fahrt, wie sie unsere „Tarantella" — das Brautschiff nach der Südsee — machen wird eine solche Fahrt voll Freude und Glück, die habe ich in all den langen Jahren nicht gemacht und daß diese Fahrt nur die erste sein möge zu einer langen Reihe von frohen Fahrten durchs Leben, das wünscht euch von Herzen euer alter Benjamin Streck!"

Froh klangen die Gläser.

Viertes Kapitel.

Der Applaus war verrauscht. Lia Ly hüllte sich fester in ihren Pelzmantel, den ihr die Zofe übergeworfen hatte. Es zog immer in diesen Garderobengängen, selbst im Sommer, und wie leicht konnte ihre kostbare Stimme Schaden nehmen. Sie ging zur Garderobe. Ein elegant gekleideter, großer Herr, mit kurz geschnittenem schwarzen Schnurrbart trat ihr in den Weg: „Wir können noch vier Wochen in Berlin bleiben, Li. Der Direktor bietet mir eben Reengagement für dich an, doppelte Gage. Bleiben wir?" Li zuckte die Achseln. „Was sagt Jim? Hat er Nachricht aus Essex?"

„Ich konnte ihn noch nicht sprechen", sagte der Herr im Cutaway, ihr Manager, „aber du mußt dich entscheiden. Der Direktor will Bescheid."

Sie schüttelte den Kopf. „Komm mir doch nicht mit solchen Bagatellen. Ich pfeife auf den Wintergarten und den ganzen Kram hier, wenn die Sache in Essex klappt."

Sie waren an die Garderobentür gekommen. Vor derselben stand ein Mann, gerade anderthalb Meter groß. Der Kopf, viel zu plump für die beinahe schmächtige Figur, zeigte eine lederne gelbe Haut. Die Arme, an denen zu große Hände ungeschickt baumelten, standen in keinem Verhältnis zu der übrigen Figur. Sie hätten einem Riesen zugepaßt. Die listigen Augen hielten sich fast hinter den Lidern verborgen, wenn sie sichtbar waren, zeigten sie einen ungewöhnlichen Grad von Klugheit und Grausamkeit. Das war Jim Douglas, einst einer der gefürchtetsten Meisterjockeys Englands, dessen eiserne Hände jedes noch so störrische Pferd im heißen Finish gerade hielten, und durchs Ziel drückten. Die drei gingen in Lis Garderobe. Vor der Türe gingen eben die drei Rivelli Brothers mit ernsten Gesichtern vorbei, wie immer, ehe sie ihre halsbrecherische Arbeit begannen.

Li legte den Mantel ab, und begann sich ungeniert umzuziehen. Dann, während sie ihr rotes kurzgeschnittenes Haar in Ordnung brachte, warf sie scheinbar gleichgültig über die Schulter: „Na, Jim?"

„Hier ist die letzte Photographie", der Jockey zog ein Kabinettbild aus der Tasche. „Ähnlichkeit ist tatsächlich vorhanden." Er hielt dem Herrn im Cut das Bild vor die Nase. „Na, Voleur, ähnlich was?"

„Du sollst mir nicht immer meinen Spitznamen geben, Jim, die Wände haben hier Ohren. Für dich bin ich hier Heinz von Kowalewski, verstanden?"

„Laß den Quatsch!" unterbrach Li das Gespräch. „Her mit dem Bild! So, Voleur, stell dich dorthin vor den Spiegel, wie groß war Sir William?"

„1,82" erwiderte Jim.

„Gut, Voleur ist 1,81. Komm einmal her!" Sie zog ihm mit dem Dermatograph ein paar Falten. „Es geht", rief sie dann erfreut, „selbstverständlich muß die Maske ganz exakt ausgeführt werden."

„Wenn nun aber William unerwartet auftaucht, komme ich in Teufels Küche, während ihr bloß im Dunkel sitzt und die Stricke zieht. Wer hat denn diese blödsinnige Idee ausgetiftelt? Jim natürlich!"

Jim hatte sich in einer Ecke auf einen Hocker gesetzt, und sich, — trotz des hier herrschenden strengen Rauchverbots — eine Pfeife angesteckt.

„Was sprichst du so leise", knurrte er, „geh doch auf die Bühne und annonciere es, was wir vorhaben. Ah, mit Idioten kann man keine Geschäfte machen!" Er spie verächtlich aus. Li gab ihm einen Wink, sich zu beruhigen.

„Komm mal her, Heinz, sei vernünftig. Ich sehe nicht, was du dabei blödsinnig findest, eine Million Pfund zu verdienen. Jahrelang warten wir nun schon auf einen

großen Schlag, jetzt ist die Gelegenheit da. Sir Loftus ist tot. William und Edgar, seine beiden einzigen Söhne, seit zwei Jahren in Indien verschollen. Wer in Essex auf den Schlössern sich aufhält, sind Dienstboten, die ein Kind bluffen kann. Die Ähnlichkeit zwischen dir und dem jüngeren Sohne William ist unerhört. Wer sollte auf die Idee kommen, daß du nicht der verschollene Millionärssohn bist? Du trittst sicher auf, bist freigebig, nimmst die Erbschaft, und nach ein paar Wochen gehst du auf Reisen und bist verschwunden."

„So? Und wie soll ich meine Identität ohne Papiere beweisen?" fragte Kowalewski.

„Das laß unsere Sorge sein. Herrgott! Sei doch nicht immer so schwerfällig! Jim hat die Gelegenheit ausbaldowert. Er wird dir alles genau sagen."

„Geschichte ist kinderleicht" sagte Jim, „wenn einer für fünf Pence Grütze im Kopf hat. Aber der hat das große Maul immer nur, wenn's nichts zu holen gibt. Laß ihn aus dem Spiel, Li, der ist zu brauchen, wenn es ein paar Weiber von der Friedrichstraße auszuhorchen gilt. Damen imponiert er mit seiner Visage."

Kowalewski ergriff einen Stuhl, um auf Jim loszugehen. Der streckte bloß seine riesigen Fäuste aus. „Come on, Voleur!"

Li wurde ärgerlich. „Ihr seid wohl verrückt, hier in den Garderoben euch zu prügeln, wie? Haut euch auf der Jungfernheide oder wo ihr wollt! Wir sprechen nachher im Zentral über die Sache weiter. Was schreibt denn nun eigentlich Jack?"

„Allerhand, Li, das Gift haben sie nun beinahe fertig, hat lange genug gedauert und mit dem Mädel hofft er auch ins Reine zu kommen. Wenn der hier wäre, der würde nicht so viel Sperenzchen machen, wie der Waschlappen da."

Ein Klopfen störte. „Miß Lia Ly wird in die Direktion gebeten!"

„Ich komme sofort. Na, soll ich nun bleiben?"

„Selbstverständlich", meinte Jim, „die Gage ist doch immerhin was Sicheres, und vier Wochen haben wir ja mit Essex auf alle Fälle Zeit. Los, Voleur, gehen wir, ehe wir hier rausfliegen. Dem Direktor paßt das sowieso nicht, daß wir uns hier immer rumdrücken."

Und er versenkte seine ungeheure Hand, in der die brennende Pfeife verborgen war, vorsichtig in die Hosentasche.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbe.

Skizze von R. Sprenger.

Als Hans Roller das wenige Gepäck auf der kleinen Bahnstation zurückgelassen hatte und sich der Landstraße zuwandte, die zu dem Gute hinausführte, mußte er an den Tag denken, an dem er denselben Weg zum letztenmal gegangen war.

Zwanzig Jahre waren es beinahe her. Klar stand ihm jener Tag im Gedächtnis. Auch damals strich der Herbstwind über die kahlen Felder und sagte durch das Geäst der Bäume, die zu beiden Seiten der Landstraße standen.

Während er auf der einsamen Landstraße dahinschritt, während er mit vollen Lungen die lange entbehrte herbe Luft der Heimaterde einsog, durchlebte er noch einmal im Geiste jene Stunde, die ihn von der Stätte seiner Kindheit trieb. Die Worte Maltens, jenes Mannes, der seinen Vater zu dem verhängnisvollen Börsengeschäft verleitete, um sich in den Besitz des Gutes zu setzen, klangen ihm wieder in den Ohren, als hätte er sie nicht vor zwanzig Jahren, sondern soeben erst vernommen: „Sie werden es mir doch nicht nachtragen, wenn ich nur mein gutes Geld retten wollte. Es tut mir ja leid, daß es mit Ihrem Vater ein solches Ende genommen hat. Sie aber sind jung, und die Welt steht Ihnen offen."

Er, Hans Roller, der Zwanzigjährige, hatte damals keine Antwort gegeben. Sie hätte ja das einmal geschehene Unglück nicht rückgängig gemacht.

Langsam hatte er die Tür seines Vaterhauses hinter sich ins Schloß gedrückt und war dann ebenso langsam weitergegangen. Eine merkwürdige Leere war in seinem Schädel gewesen, mit Ausnahme eines einzigen Gedankens, der sich in seinem Hirn festgehakt hatte.

Dieser Gedanke, einmal wieder in den Besitz des väterlichen Erbes zu gelangen, gab ihm auch die Kraft und die Zähigkeit zum Ausharren in dem Kampfe mit dem Leben da drüben jenseits des großen Wassers. Jahre hatte es gedauert, bis er dort festen Boden unter den Füßen gewonnen hatte, aber dann war auch das Glück mit ihm.

Als er vor einigen Monaten von dem Verkauf des Gutes durch Zufall erfuhr, da war auch sofort sein Entschluß gefaßt, nach der alten Heimat zurückzukehren. — — —

So in seine Gedanken versunken, überhörte er das Rollen eines näherkommenden Wagens. Erst der angstvolle Aufschrei einer Frauenstimme schreckte ihn aus seinen Gedanken und ließ ihn aufblicken. Er sah einen eleganten, leichten Dogcart, vor den ein gutes Pferd gespannt war, in rasender Fahrt auf sich zukommen. Das edle Tier mußte durch irgendetwas erschreckt worden sein, denn es jagte in wilden Sätzen die Landstraße daher, während die Insassin des Wagens anscheinend ganz die Gewalt über das durchgehende Pferd verloren hatte.

Mit einem Blick erkannte Hans Roller die Gefahr, die der Dame im Wagen drohte, und ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, warf er sich dem wildgewordenen Pferde in die Zügel. Die Wucht des Anpralls war so heftig, daß er niedergerissen und zehn, fünfzehn Meter mitgeschleift wurde — dann stand das Tier still.

Er sah noch, wie eine schlanke Frauengestalt leichtfüßig aus dem Wagen sprang — dann verlor er das Bewußtsein.

Wochen waren vergangen. Eine Gehirnerschütterung war die Folge jenes Sturzes gewesen. Zum erstenmal nach seiner Genesung saß er der Insassin jenes Wagens und Besitzerin seines väterlichen Erbes gegenüber.

In diesen Wochen hatte er Charlotte Malten, die ihn mit aufopferungsvoller Hingabe gepflegt hatte, achten und schätzen gelernt. Ja, er gestand es sich im Stillen, daß es nicht allein Achtung und Wertschätzung war, was er für seine schöne Pflegerin empfand. Und wenn er zwanzig Jahre auf diesen Augenblick gewartet hatte, wenn er diese Stunde auch herbeigesehnt, so fiel es ihm doch schwer, von dem eigentlichen Zweck zu sprechen, der ihn ja einzig und allein nach der alten Heimat zurückgeführt hatte.

Charlotte Malten schien zu ahnen, was ihn in Gedanken beschäftigte. Mit einer leichten Bewegung ihrer schmalen Hand, so als wolle sie ihn am Sprechen hindern, begann sie von selbst. In schlichten, ruhigen Worten erzählte sie ihm, daß sie auf seinen Besuch schon lange vorbereitet war und wie ihr Vater, als er vor zwei Jahren sein Ende herannahen fühlte, aufrichtig bereut und sich die heftigsten Gewissensbisse gemacht hatte, den Tod des alten Roller verschuldet zu haben. Malten hatte ihr alles gebeichtet und seine letzte Bitte war, sie solle nichts unversucht lassen, um den Aufenthaltsort Hans Rollers ausfindig zu machen. Ja, in seinem letzten Willen bestimmte er, die Summe, die Roller an jenem Börsengeschäft verloren hatte, dem Sohne auszuzahlen. „Sie sehen," schloß Charlotte Malten, — „daß das Gut sofort in Ihren Besitz übergehen kann."

Sie schwieg. Hans Roller hatte sich erhoben und war einige Male im Zimmer auf und ab gegangen. Was er da soeben gehört hatte, milderte sein Urteil über den Vater dieses Mädchens. Wie wunderbar greift oft das Schicksal in das Leben der Menschen ein, wie seltsam hatte es auch in sein Leben eingegriffen!

Er blieb plötzlich vor ihr stehen.

„Und darf ich mich erkundigen, was Sie, gnädiges Fräulein, jetzt beginnen werden?"

„Ich?" — sie hob leicht die Schultern — „darum brauchen Sie sich nicht zu sorgen."

„Doch sorge ich mich um meine Pflegerin, und deshalb gestatten Sie mir eine Frage. Würde es Ihnen schwer fallen, auch weiterhin an meiner Seite auf dem Gute zu verbleiben?"

Sie gab ihm keine Antwort. Aber aus ihren Augen leuchtete ein freudiges „Ja!"

Der Zar und Tolstois Urahne.

Leo Tolstoi erzählte einem seiner Übersetzer, der ihn in Jasnaja Poljana besuchte, folgende Geschichte von einem seiner Vorfahren. Dieser Tolstoi war Offizier am Hofe des Zaren Paul, und seine Kameraden schätzten ihn seines außerordentlichen mimischen Talentes wegen.

Eines Tages stand er mit Freunden zusammen in einem Saal des kaiserlichen Palastes und kopierte den Zaren so vortrefflich, daß die Freunde in ein brüllendes Gelächter ausbrachen. Eine Totenstille trat jedoch plötzlich ein.

Tolstoi sah sich um, der Zar selbst stand vor ihm. Er sah den jungen Offizier streng an und sagte: „Fahre in der Vorstellung fort!"

Tolstoi, äußerst geistesgegenwärtig, stellte sich genau so hin wie der Zar, legte sein Gesicht in kaiserliche Falten und machte dann eine nachlässig vornehme Handbewegung, während er sagte: „Tolstoi, du hast mich nachgeäfft, du verdientest eine schwere Bestrafung. Aber in Anbetracht deiner Jugend will ich dir verzeihen!"

Der Kaiser lachte: „So soll es auch geschehen."

Und er gab Tolstoi die Hand.

Raubritter-Schicksal.

Jagdskizze von Wilhelm Hochgreve.

Von dem Wildgatter um den Pflanzgarten waren nur noch die beiden obersten Stangen zu sehen, so hoch lag der Schnee. Jegliches Leben schien wie begraben. Kaum eine Tannenmeise wisperte unter der Schneelast der Fichtenwedel. Kalte Grabesstille herrschte hier oben auf den an die neunhundert Meter hohen Höhen. Nur ab und zu kam ein Kreuzschnabel zu Besuch, um mit munterem Locken die Fichtenzapfen zu untersuchen. Dann und wann warf ein Zweig seine weiße Last mit schwerem Poltern zu Boden. Die Spur des Försters vom letzten Reviergange lag jetzt einen Meter tiefer. Die Schonungen waren verschwunden und die jüngeren Dickungen nichts als ungeheure Schneehaufen. Wie ein riesiger unheimlicher Schneemann stand die alte, knorrige Bergeiche, die am Rande der einen Dickung auf schmalem Bergkamme den Stürmen von Jahrhunderten Trotz bot.

Seit dem Hornung des letzten Jahres, also fast ein volles Jahr, wohnte der alte Kuder in der alten Eiche, zu deren Höhlung drei Meter über dem Boden an der Schrägseite und darum wettergeschützt ein ausgefaultes Astloch Eingang gewährte. Der Bergräuber fühlte sich hier wohl. Das weite, wilde Revier mit seinen Rehen und dem guten Auerwildstand hatte ihm bisher zugesagt. Jetzt aber wurde die Raubgelegenheit knapp. Was an Rehwild und Auergeflügel seinen Krallen und seinem Fange entgangen war, stand unten in den Tälern oder noch viel weiter entfernt in den flacheren Randwäldern des Gebirges. Einen halben Mond war es her, als er das kümmernde, laufkranke und verwaiste Wildkalb am Halse packte und mit Fang und Kralle nach kurzer, verzweifelter Flucht in den Schnee zwang. Vier Tage lebte er von dem Wildbret, den Rest stahlen ihm in einer halben Nacht, als er vollgefressen in der Eiche ruhte, die Füchse, die nur die Haare und ihre stinkige Losung zurückließen. Seitdem war Schmalhans Küchenmeister, aber der Kuder hatte sich Kräfte auf Vorrat angefressen und konnte sich zur Not mit einem Schwarzspecht begnügen, den er aus der Höhle einer alten Lärche heraus angelte, zur Not auch mit einem Eichhörnchen, das er beim Schmaus an einem Fichtenzapfen in langem Sprunge griff, zur Not sogar mit einer Haselmaus, die er beim Zerreißen eines alten Drosselnestes in einer Jungfichte fand. Eine Nacht brachte ihm überhaupt keine Beute. Da wagte er in der vierten Nacht zum Umfallen hungrig den Abstieg ins Tal. Bei der Försterei roch es nach Hunden. Darum schlich er in weitem Bogen um das Haus. Irgend woher kitzelte seine Nase eine Witterung, die ihn reizte, ihn an die letzte Auerhenne erinnerte, die er im Schlafbaum in stürmischer Spätherbstnacht überfiel. Aber da streifte ihn wieder so eine Welle jener Witterung, die ihm gefährlich erschien, und er zog weiter.

Ein Sprung Rehe weiter unten war noch zu gesund auf den Läufen, die Kitze auch schon zu stark, als daß hier etwas zu machen gewesen wäre. Die nächste Stunde talabwärts zeigte sich außer einem Fuchs nichts Lebendiges. Der Rote blieb stehen und musterte den Kater. Jeder dachte in diesem Augenblicke: Wenn ich dich doch. — Als aber Bergräuber den Buckel krümmte und ganz anders als zärtlich zu fauchen begann, nahm Reinicke vor dem Unhold Reißaus. Dem sonst munter plaudernden Mühlenbache hatte der Frost die Kehle gewürgt. Aus der eisigen Umklammerung zwängte sich wie ein Hauch das gluckende Röcheln des Besiegten. Bergräuber folgte dem Patt des Müllers im Schnee bis an den Rand des Gehöftes. Hier überlegte er; auf den Keulen sitzend, prüfte er die verschiedenartige Witterung, die ihm von den Stallungen zustand. Da quiekte eine Ratte, die sich wohl mit anderen um Fraß balgte. Silberne Geschmacksfäden liefen dem Kater aus dem Fange, als er die verheißenden Töne vernahm. Mit vier, fünf Sätzen war er bei dem Misthaufen, aber er verfehlte die Beute beim Sprung in das Gewimmel von einem halben Dutzend der Nager, die in eine alte Jaucheröhre flitzten. Eine halbe Stunde lauerte er hier vergeblich, unwürdig Weidwerk für einen Raubritter der freien Berge, der auf edleres Wild zu jagen gewohnt war. Aber in der Not frißt ein Wildkater Ratten. Die aber waren so eingeschüchtert von dem Raubsprung des Wildlings, daß sie vorzogen ihr Versteck zu hüten. Bis zum Wahnsinn steigerte sich der Hunger des Bergräubers. Mit einem Sprunge war er in der Fensterbank, und nach ein paar kräftigen Hieben hatte er das Stroh aus der zerbrochenen Fensterscheibe im Stallfenster herausgerissen. Süße warme Witterung stach ihm in die Nase. Ein kurzes Poltern, schrilles Klagen, und mit einem Kaninchen im Fange verschwand der ungebetene Gast im nahen Bestande.

Völlig satt nach langem Schmachten verschlief er den Rest der Nacht und den ganzen Tag unter dem Wurfboden einer vom Sturme gekippten Fichte. Als es dunkelte, ließ er noch viele Stunden vergehen, ehe er die Branten in den Neuschnee setzte. Auf dem Mühlhofe waren die Lichter heute früh erloschen. Lange sicherte der alte Kater vorsichtiger nach dem Gehöft, kein Rattenquietschen reizte ihn so rasch wie gestern. Auch hatte er den Karnickelstall im Kopfe, wo sich so schnelle und so leckere Beute machen ließ. Mit einem Satze war er in der Fensterbank. Heute brauchte er den Strohwisch nicht erst zu entfernen, noch ein Sprung durch die zerbrochene Scheibe. — Klick! Der eine Vorderlauf saß zwischen den Bügeln eines Tellereisen. Mit rasender Wut tobte der gefangene Wildkater, daß die Kette, die das Eisen hielt, lärmend klirrte und die Karnickelbeckkästen nur so bollerten. Im Nebenstall schrien die Gänse; schließlich wurde auch Nero, der alte Nachtwächter, in seiner Hütte aufmerksam und gab dumpfen Hals. Ein Fenster wurde geöffnet eine Tür knarrte, Lichtschein schoß über den Hof. Die Stalltür wurde aufgerissen, und der Müller stierte in die glühenden Seher des Gefangenen, der ihm knurrend und fauchend ein furchtbares Gebiß wies.

Vor Staunen ließ der Müller beinahe die Lampe fallen. Solche Katze hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Aber als er den schweren Eichenknüppel hob und zum Hiebe nach dem mächtigen Rundschädel ausholte, da fuhr ihm blitzschnell und trotz des Eisengewichts an dem linken Vorderlaufe der Wildkater so heftig gegen die Kniescheiben, daß der Mann der Länge nach auf den Boden kam und um Hilfe schrie. Die von wildestem Angriffs- und Befreiungsdrange geschleuderten sechzehn Pfund des Gefangenen aber vermochten die gezahnten Bügel der Falle nicht länger zu halten. Ehe der Müller wieder hoch war, flog der Kuder über ihn hinweg ins Freie. Als das Kreischen und Schimpfen und Neros Toben an der Kette sich gelegt hatten, war Bergräuber längst hoch oben am Berge und leckte sich den geschundenen Lauf. —

Ein wintermatter Waldkauz wurde diese Nacht seine Beute, obgleich er den Lauf schonen mußte. Dann kam wieder eine beutelose Nacht. Immer tiefer ins Tal hinunter drängte der Winter den Beutesucher. Den einen Tag verbrachte er im Heu eines Wildfutterschuppens, den anderen in einem alten Dachsbau, den nächsten in einem engen, verfallenen Brückendurchlaß. Kein Platz gefiel ihm so wie die alte Wettereiche da oben, aber dort wäre er bis heute verhungert. Ein Siebenschläfer im Starrschlafe, eine Maus, die Wurstpelle oder Speckschwarte vom Vesper eines Holzfuhrmannes, das war oft je eine ganze Nachtkost. Auf seiner Hungerfahrt in diesem grausamen Bergwinter war er schließlich am Fuße des Gebirges angelangt. In einem Fuchsbau richtete er sich ein, und von hier aus durchstreifte er das an Kaninchen reiche Gebiet. Fünf Tage und Nächte hatte er bereits hier gehaust und gejagt. Kein Neuschnee deckte die auffällig starke Katzenspur, und der Pächter der Jagd war auf dem Damme. Er fand Zeichen, wo der Wildkater ein Karnickel und dort noch eins riß. Heute war die dritte Nacht vor Vollmond, die beste zum Ansitz. Bergräuber lungerte diese Nacht vergeblich umher. Der weite Weg und die kalte Luft hatten seinen Hunger gefördert. Da — ein schrilles und wimmernd verklingendes Klagen, wie er es von den Hasen kannte, die er schlug, durchschauerte die stille Nacht. Weit ausgreifend war er da, sicherte, noch einmal jammerte Lampe schwach, ersterbend, und mit langem Satze schnellte die Raubluft den Kuder auf den Lichtschlag vor der Dickung, und wie er jählings wenden wollte, weil verdächtige Witterung die feine Nase traf, da krachte es, und eine Handvoll Hagel stak in dem grauen Balg. Noch zwanzig Meter weit schleuderte das zähe Leben, das nicht weichen wollte, den Verendenden. Als der Jäger seine seltene Beute in den Rucksack stecken wollte, rührte sich noch einmal jählings letztes Leben in dem Pantherleibe, und ein letzter rascher Hieb krallte über die Hand des Todfeindes, des einzigen, den die freien Raubkatzen in deutschen Bergen noch haben.

Gedanken über das Lachen.

Von Kurt Miethke.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Wer zuerst lacht, zeigt, daß er den Witz verstanden hat.

*

Gemeinsames Lachen erzeugt Sympathie. Das Lachen ist der flinkste Brückenbauer.

*

Das ist ein schönes Lachen, in dem ein bißchen Wehmut wohnt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.